

*„Im Wandel zwischen Gut und Böse herrscht stets die Liebe,
als Gefahr oder Rettung.“*

(Kim Struve)

Kim Struve

SPIEGELWESEN

ROMAN



WINDSOR VERLAG

www.windsor-verlag.com

© 2013 Kim Struve

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Verlag: Windsor Verlag

ISBN: 978-1-627840-36-1

Titelbild: © Kim Struve

Umschlaggestaltung: Kim Struve

Layout: Julia Evseeva

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

PROLOG

*Als der Blick in den Spiegel mich beinahe zerbrach,
mich, mein Inneres, meine Seele.*

SEELE

Es gibt vielerlei Definitionen von dem Wort Seele, von ihrer Existenz. Oft steht geschrieben, dass sie ein Teil des Leibes ist, sie aber eigenständig weiterleben kann.

Die Seele ist unabhängig vom Körper. Das stimmt. Sie kann zerspringen und zersplittern, während der Körper heil, ja unverseht bleibt. Wie ein Spiegel, während das Glas in tausend Teile zerbricht, bleibt der Rahmen darum herum gänzlich erhalten.

Keinen Kratzer. Vielleicht ein oder zwei, wie der menschliche Körper seine Narben trägt. Wovon auch immer.

Deine Augen sehen es kommen, sie schleusen es in dein Innerstes, wie eine Bahnfahrt, rasend schnell, die Umgebung verschwimmt, du siehst nur Schemen, nimmst nichts mehr wahr. Du siehst, aber du siehst nicht hin. Würde dein Gegenüber dich anschauen sähe er nur Leere. Weiße Augäpfel mit großer runder blauer Iris, keine Pupillen. Der Strudel der Vision nimmt ihren Lauf und zieht dich tiefer und tiefer. Deine bestialische Seite wird gerufen, du hörst es flüstern. Ganz leise, aber deutlich, wird es in die Länge gezogen ausgesprochen. Wiederholend, wie ein altes knisterndes Tonband. Gänsehaut überkommt dich, doch du merkst es nicht mehr, weder die Haut der Tiere auf deiner, noch die sich aufstellenden Haare.

Das Rufen wird lauter und bleibt nicht länger nur ein Wort, es wird ein Drang, aus dem die Tat heraus springt, wie ein Mensch, zum Wolfe verwandelt im Vollen des Mondes tief in der Nacht, kommt jenes heraus, welches gelockt wurde. Es tut weh, du liegst längst auf dem Boden und krümmst dich, deine Wirbel-

säule, wie der Buckel einer Katze, dreht sich nach außen, deine Finger krallen sich in den Boden, ganz gleich ob Teppich, Sand oder gar Beton, deine Beine krümmend aufrecht, bereit zum Absprung in die Tiefen der dreckigen Gassen. Ständest du auf einem Berge würde der Flug ein freier Fall bedeuten und der Aufschlag dich töten. Dann wäre es am Ziel, es hätte dich, gepackt und gefangen. Eingehüllt im Rauch des Todes und dieses Etwas welches heraus gesogen wurde gleitet hinauf, aus der dämmrigen Schlucht empor zur Welt hinaus um die nächsten Opfer zu holen. Der Gejagte wird zum Jäger und dein Körper bleibt zurück, die Hülle, der Träger, der Wirt, das tastbare Opfer der Grausamkeit in jedem von uns.

So wäre der Rahmen des Spiegels ebenfalls zerbarst, Holz zerbrochen, die Splitter lang und scharf, fähig sich in die Haut anderer zu bohren um tiefe Wunden zu hinterlassen, das flüssige warme Rot an die Oberfläche zu ziehen und seine Spuren zu verewigen.

Wie die geheimnisvolle Stimme, die dich zum Sprung verführt hat.

Was bist du wert, ohne deine Seele? Lebensfähig ohne deine Psyche? Wie weit würdest du gehen um Jenes zu retten, wovon du nicht einmal weißt, ob es tatsächlich existiert? Nur um zu Verhindern, dass diese Stimme in deinem Kopfe dich nicht noch einmal dazu bringt Dinge zu tun, die du nicht getan hast, die Jenes in dir begangen haben muss. Wer ist es und was will es?

Oder ist es ein Hirngespinnst meiner Fantasie?

TEIL 1

VORSPANN

Clara. Aus dem Lateinischen clarus - hell, klar, strahlend. Die Berühmte, die Leuchtende, Strahlende, Schöne, Helle, Klare.

Strahlend und klar. „Wie das Glas eines mächtigen Spiegels im Zimmer einer Prinzessin, hängend an der Wand, besetzt mit edlem Stuck“, vermochte er immer zu sagen. Als Kind wunderte mich zwar seine Aussprache, jedoch empfand ich es immer wieder als sehr schön. Ich liebte seine Geschichten. Abends vor dem Kaminfeuer auf dem großen flauschigen Teppich mit Schokoladenpudding oder Gummibärchen. Oft schauerte es mich, es waren nicht nur schöne Geschichten, die einem zum Lachen brachten, nein, auch Unheimliche und Mysteriöse. Nicht selten wachte ich dann später in der Nacht mit kullernden Tränen auf, weil ich mal wieder einen Alptraum hatte, in denen mich die Bösen aus seinen Erzählungen heimgesucht hatten. Jedoch brauchte ich nicht lange alleine in meinem Bett sitzen.

„Du sollst dem Kind nicht immer eines deiner Schauermärchen erzählen Gustav.“

Sie kam immer schnell um mich in den Arm zu nehmen, zu trösten und beruhigende Worte zu sagen, die so zauberhaft waren, dass ich jedes Mal rasch wieder einschlief und erst mit dem Zwitschern der Vögel, den Strahlen der Sonne und dem Duft nach Schokolade von dem dampfenden Kakao wieder aufwachte.

Ich genoss diese Wochenenden. Selbst wenn es regnete war es mir egal. Ich erlebte mit ihnen die aufregendsten Dinge im Haus oder im Wintergarten. Durfte meine Puppen überall zum Spielen mithin nehmen, sogar in der Küche eine junge Köchin sein. Milch, Salz, Pfeffer, Zucker, Wasser, alles kam hinein in den Topf und wurde umgerührt, bis die Hälfte auf den Fliesen landete, doch sie schimpfte nicht, sie sah mich an, hob die rechte Augen-

braue, während sie den Kopf schief legte und reichte mir den grauen ausgefransten nassen Lappen, mit dem ich die Pampe dann aufwischte. Anschließend kippten wir alles weg und lachten dabei, unappetitlicher hätte es nicht aussehen können.

Manchmal zu Hause, bei meinen Eltern, tat ich das Gleiche.

„Was für eine Verschwendung, Mädels, was tust du da? Mit Essen spielt man nicht. Geh auf dein Zimmer und bleib dort bis ich dich hole!“

Nur das meine Mutter mich nicht wieder kommen lies, ich blieb dort auf meinem kleinen harten Bett bis spät in die Nacht, bis meine Lider von alleine zufielen und ich nicht anders konnte als einzuschlafen. Ohne Abendessen, ungewaschen und mit Schuhen verbrachte ich viele Nächte. Es war so ganz anders, als bei meinen Großeltern, dort war es warm und geborgen, hier kalt und einsam.

Ich liebte sie trotzdem, ich dachte lange Zeit es wäre richtig so und wunderte mich über die lässige Art der Mütter meiner Freunde. „Die genießen keine Erziehung, Clara.“

Aber ich, ich bekam sie, Manieren waren mir kein Fremdwort, ich konnte früh mit Messer und Gabel umgehen, mich selbst anziehen, meine Schuhe schnüren und einkaufen. Selbst das Kochen lernte ich in der Grundschule richtig. Ich war rasch weiter, als andere Kinder und selbstständiger, als die meisten. Das brachte mir nicht gerade viele Freunde, aber wozu? Mutter sagte niemand bräuchte Spielpartner, wenn er sich nur gut genug alleine beschäftigte. Ich lernte also auch dies, wobei mir die wenigen kaputten Spielsachen in meinem engen Zimmer nicht gerade dabei halfen. Ich jammerte trotzdem nicht, denn ich wollte meiner Mutter beweisen, dass ich gut war, dass ich es wert war geliebt zu werden, anerkannt, um eine Umarmung von ihr kämpfte ich hart. Diese Belohnung bekam ich so gut wie nie.

An den Wochenenden, an denen ich nicht bei meinen Großeltern war, kam mein Vater zu Besuch von der Arbeit. Er war unter der Woche viel unterwegs, so gut wie nie zu Hause und hätte ich kein Bild von ihm an meinem Spiegelrahmen, hätte ich wohlmöglich vergessen wie er aussah. Wie seine Stimme klang, vergaß ich auch nur deshalb nicht, weil sie der meines Opas sehr ähnelte, zu sehr. Sie war wohl das einzige was ich bedenkenlos an ihm mochte.

Angekommen küsste er meine Mutter, indem er seine Zunge in ihren Mund steckte, was ich ziemlich abstoßend fand damals, schmatzte mir anschließend auf die Wange, drückte mit ein Nussriegel in die Hand und schickte mich auf mein Zimmer, dessen Tür er dann von außen abspernte, sodass ich den Samstag und Sonntag dort verbrachte und entweder hinaus aus dem Fenster starrte, wo die Bäume sich im Wind wogen und mein Gesicht mit der Dämmerung auftauchte oder ich sah gleich in den Spiegel und versuchte meine Wimpern oder Punkte in meiner Iris zu zählen, die sonst niemand in meiner Familie hatte. Kleine gelbe Punkte im Blau. Ich empfand dieses Spektrum als sehr ansehnlich, andere Kinder als sehr abstoßend.

Die lauten stöhnenden Geräusche, das Geschreie bei den Wutausbrüchen und die darauffolgenden polternden und zerbrechenden Teller versuchte ich mit meinen Händen über den Ohren und dem Gesumme aus meinem Mund zu übertönen. Da saß ich, vor dem großen Spiegelglas, wippte nach vorn und nach hinten und betrachtete das Elend, welches sich nur alleine beschäftigen sollte.

Ich verstand nie warum sie mich zu Hause ließen, welches gar nicht als solches bewertet werden dürfte. Wieso ich an manchen Tagen nicht zu meinen Großeltern durfte. Ich sah es als Bestrafung an und suchte den Fehler bei mir. Was hatte ich angestellt, was falsch gemacht und wieso riefen sie nicht einmal an. Kein Wort hörte ich von ihnen, keine Nachricht.

„Mama?“

„Ja?!“ Genervte Tonlage in der Stimme.

„Ist Papa eigentlich wirklich meiner?“

„Ja, wieso stellst du solch dumme Fragen?“

Schulterzucken. Ja, wieso. Er war nie da, ich sah ihn nie, redete kein Wort mit ihm. Das Erschreckendste war, als ich heranwuchs ähnelte ich ihm immer mehr.

Ich bekam seine blauen Augen, deren Iris breiter war, als die Pupillen. Eine Zeitlang dachte ich, er wäre Tablettenabhängig, doch ich sah nie eine einzige Pille.

Manchmal gruselte mich sein Anblick, seine helle Haut, seine herausstehenden Adern, seine kleinen Zähne und sein wirres Haar. Die seltenen Male, in denen ich ihn gänzlich zu Gesicht bekam, dachte ich unwillkürlich an die Gruselgeschichten meines Opas.

„Mama?“

„Was denn?“

„Ich habe Angst vor Pa.“

Sie sah mich lange an, kurz dachte ich sie würde gleich weinen, ihre Augen wurden beinahe gläsern, in mir wusste ich, sie hatte es auch, Angst vor ihrem Mann, dem Vater ihres Kindes, welches sie nicht liebte oder nicht zu lieben wagte.

„Geh spielen und rede nicht solchen Unsinn!“

Je älter ich wurde, desto kleiner wurden meine Pupillen und der Durchmesser meiner Iris nahm zu, umso wirrer mein Haar, egal welches Shampoo ich zum Bändigen der Mähne probierte, je heller meine Haut und penetranter meine blau-lilane Adern unter dieser. Meine Zähne blieben, wie sie waren und es war mein einziger Trost, nie würde ich gänzlich die gleichen auffallenden Merkmale, wie er haben, denn seine Zähne waren kleine dunkle Stumpen, meine dagegen gerade und weiß.

Kurz vor seinem Tod änderte sich noch etwas, er bekam graue Haut, seine Oberfläche war tatsächlich aschgrau, nein dunkler. Es entstand zu der Zeit ein Foto, das mein Großvater schoss, auf welchem ich und mein Vater nebeneinander vor seinem Bett standen. Er groß und kräftig gebaut, jedoch eingefallen und schwach wirkend von seiner Krankheit, wie ich damals annahm, und grau. Ich nicht sonderlich groß, aber auch nicht klein, zierlich, langes weißblondes Haar und einen hellen Teint. Wir sahen aus wie Tag und Nacht. Wie Gut und Böse. Wie der Spiegel in meinem Zimmer, ich das Glas und er das angefressene Holz.

Meine Mutter wollte das Bild zerreißen, doch ich ließ es nicht zu. Ich versteckte es, so dass sie es nie finden würde, es war eine Erinnerung und ein Symbol, auch wenn ich nicht wusste, was es zu heißen hatte. Mein Großvater nahm es für mich an sich. Direkt und sichtbar in einem alten Fotoalbum voller schwarz/weiß-Aufnahmen. Doch Mutter würde es nie zu Gesicht bekommen, denn sie besuchte sie nie. Sie trat nie ein in das Haus, gab mich jedes Mal vor dem Tor des Vorgartens ab, nickte Gustav und Elfriede zu, drehte sich um und verschwand. Kein Wort, nur ein stumpfer rascher Blick, als könnte meine Mutter sich an irgendeiner Krankheit anstecken, die nicht existierte. Mir gab sie ebenfalls keinen Kuss, nur selten eine schnelle, kaum spürbare Umarmung, manchmal einen zu harten Klaps auf den Po.

Die Eltern meiner Mutter kannte ich nicht. Nicht ihren Wohn-

ort, ihr Aussehen, nicht einmal ihren Namen, nichts, als würde es sie nicht geben.

Im Kindergartenalter fragte ich das erste Mal nach ihnen.

„Mama?“

„Mh?“

„Bist du aus dem Ei geschlüpft?“

„Was, wieso?“

„Du hast keine Eltern, vielleicht waren sie Vögel und sind weg geflogen?“

„Deine Fantasie ist zu groß, oder dein Geist zu dumm.“

„Und? Bist du?“

„Was?“

„Na aus dem Ei gekommen?“

„Nein, natürlich nicht!“ Sie wurde immer lauter, je länger unsere Gespräche dauerten, desto erhobener ihre Stimme.

„Achso. Und sehe ich meine anderen Oma und Opa mal?“

„Nein, das kannst du nicht.“

„Wieso nicht?“

„Weil es nicht geht.“ Gereiztheit in jedem einzelnen Wort.

„Aber weshalb?“

„Sie sind tot, okay, tot! Niemand wird sie jemals wieder sehen!“

Ich konnte kaum etwas mit dem Tod anfangen. Ich fragte am nächsten Tag meine Erzieherin danach, sie erklärte mir ihn, wie einen unendlichen Abschied, ein Auf Wiedersehen für die Ewigkeit, der Körper wird verborgen, in Holz unter der Erde, damit ihm niemand etwas anhaben kann und so etwas wie ein guter Geist in uns, geht, schwebt förmlich, aber unsichtbar hinauf in den Himmel zu Gott, wo er liebevoll aufgenommen wird und für immer in Frieden lebt mit all seinen Freunden.

Ich empfand das als sehr schön und zu Hause dann:

„Mama?“

„Was?“

„Ich möchte auch tot sein, so wie deine Mama und Papa.“

Ihr Blick wirkte ungläubig und zum ersten Mal erschrocken.

„Quatsch, Ruhe. Was erzählst du nur immer für einen Unsinn!“

Ich nickte nur, entschloss es für mich zu behalten. Ab da an meine Träume nicht mehr zu erzählen, nicht zu erläutern.

Auch fragte ich nach keinem Foto ihrer Eltern, kein Video, keine Hinterlassenschaft. Sie waren fort, im Himmel und dort wür-

den sie bleiben und vielleicht, wer weiß, würde ich sie dort eines Tages treffen und fragen warum ihr Kind so abweisend zu ihrem eigenen ist.

„Du fährst heut' alleine mit dem Bus zu Elfriede und Gustav.“ Meine Mutter sprach ihre Schwiegereltern immer mit dem Vornamen an, aber selbst Vater tat das, seine eigenen Eltern. So bewahrten sie sich die nötige Distanz. Manchmal glaubte ich, sie hätten Angst vor ihnen. Doch wie konnte man vor so lieben und gütigen älteren Menschen Furcht empfinden? In meinem Herzen war nur Wärme, wenn ich an sie dachte. Sie schenkten mir das Stückchen heile Welt, welches ich so dringend benötigte.

Doch die Welt schien sich auch mit zunehmenden Alter immer weiter aufzulösen, so sehr wir auch daran festhielten und versuchten es zu kitten, es hielt einfach nicht.

„Wo ist denn Opa heute?“

„Er kann nicht hier sein, Schätzchen.“ Sie sagte es tröstend und strich mir dabei über den Kopf.

„Wieso nicht?“

Jetzt lächelte sie. „Wie er, du musst immer alles ergründen.“

Ich musste ebenfalls grinsen, ich mochte es mit Gustav verglichen zu werden, dem Vater von meinem Vater, die unterschiedlicher nicht sein konnten. Das zumindest glaubte ich lange Zeit.

„Ist das etwas Schlechtes?“

„Oh nein, gewiss nicht, es bringt dich voran, doch manch eine Wahrheit, manch eine Erklärung wird dich zurück in Schranken verweisen, hinter denen du nicht sein möchtest. Du musst achtgeben, welche Dinge du wissen musst und welche nicht von Notwendigkeit sind.“

Ich nickte stumm und sah dabei geradeaus. Ich war zwölf und alt genug um ihre Worte zu verstehen.

„Sei nicht traurig.“

„Bin ich nicht, nur enttäuscht.“

„Ich weiß, du hast ihn sehr gern.“

„Ja, das habe ich.“

Ihr Lächeln ließ mich warm werden, besänftigte mich, ich tat es ihr gleich.

„Dich auch Oma.“

„Wir dich auch Clara, wir dich auch.“

Die Wiederholung sagte sie so viel mehr abwesend, als es ihre Worte sonst waren.

Etwas beschäftige sie und ich wusste nicht was. Das wurmte mich, ich war zu erwachsen für mein Alter, ich wollte nicht spielen oder draußen herum laufen, ich wollte die Welt und all ihre Geheimnisse verstehen. Auch die meiner Familie. Die Antworten dazu fand ich ich nur stückweise. Ich musste sie selbst zusammen puzzeln, ein Teil nach dem anderen zusammen setzen. Es dauerte Jahre, denn ich tat es seit dem ich denken konnte. Selbst die mir am nächsten stehenden Menschen, verheimlichten mir ihre Natur, ihre Entstehung.

Das hinderte mich jedoch nicht daran zu fragen. Immer und immer wieder. Ich suchte beinahe verzweifelt nach den vergrabenen Teilen, um mir das Gesamtbild ansehen zu können, um es anschließend zu verstehen.

Achtzehn. Meine Volljährigkeit begann.

Die letzten Jahre verflogen. Ich kam in die Pubertät und viel zu früh wieder hinaus.

Ich bekam weder Pickel, noch einen festen Freund, noch Blutungen, meine Menstruation blieb einfach aus. Meine Mutter begleitete mich zu keinem Arzt, keinem Frauenarzt.

Seit dem ich fünfzehn bin habe ich kein Sprechzimmer mehr betreten. Sie verbat es mir und ich tat was sie sagte, so wie ich es immer tat. Ich war mit siebzehn längs erwachsen, ich hätte alleine hingehen können, mich ihrer Willen widersetzen können, doch ich sah in dem Blick meiner Großeltern, in den wohlüberlegten Worten, dass ich es nicht tun sollte. So ließ ich es und ich versuchte mich damit abzufinden, nie zu wissen, wie es sich anfühlt aus einem Bereich zu bluten, der mir so intim war.

„Happy Birthday to you, Happy Birthday to you, Happy Birthday, liebe Clara, Happy Birthday to you!“, sie sangen gemeinsam mehrere Male hintereinander, entwickelten einen Chor und weckten mich mit einem großen Schokoladenkuchen in der Hand, auf dem achtzehn weiße Kerzen steckten, die brannten, als wären es Fackeln in Miniaturformen. Ich öffnete meine Augen und strahlte. Das war die Normalität, die Durchschnittlichkeit, die ich so selten bekam, aber sehr mochte, die meine Großeltern mir immer wieder schenkten.

„Lass dich drücken, Liebes, alles alles Gute, auf das deine Wünsche in Erfüllung gehen und du so bleibst, wie du bist.“

„Danke Oma!“

„Hast du gut geträumt? Du weißt doch, die Träume vor einem Geburtstag haben die Macht wahr zu werden.“

Ich hatte einen Alptraum, ich sah meinen Vater in einer unbekanntem Welt, konnte weder diese, noch ihn wirklich einordnen. Er wirkte noch fremder als sonst. Er sprach nicht, zeigte nur mit dem Finger in eine Richtung, der ich folgte, doch als ich das tat, wurde ich immer schwächer, der Flur immer schmaler und enger, die Luft immer stickiger, kein Licht brannte mehr und bevor die Dunkelheit mich gänzlich umschloss, meine Schreie nach Hilfe unbeantwortet blieben und ich zu ersticken drohte, wendete sich der Traum. Aus Schwarz wurde weiß, Umriss kamen empor, dann weckte mich die Musik, der Gesang des Geburtstagsliedes.

Ich behielt den Traum für mich und lächelte sie nur an.

„Bleib bloß wie du bist! Bitte, lass sie bleiben, wie sie ist.“

„Gustav!“ Großmutter ermahnte ihren Mann förmlich. Ich runzelte die Stirn, doch ich hakte nicht nach, ich wollte nicht einmal wissen, was der Hintergrundgedanke war. Nicht heute.

„Komm mit in die Küche, dort wartet eine Überraschung auf dich.“

Der Küchentisch, an dem sich so viel Leben tummelte, an dem der Besuch saß, der zum Karten spielen kam oder zu Grundsatzdiskussionen, die mein Großvater so gerne führte, an dem gegessen und getrunken wurde, gelacht, gestritten und geweint, gebastelt, gekocht, geliebt. Dieser Tisch aus einem Nussbaumholz, mit einigen Kerben der Erinnerung darin, war nun bestückt mit einigen prachtvoll eingepackten Geschenken und noch mehr Kerzen. All die Kerzen.

„Wozu so viele Kerzen?“, ich wollte sie nicht kränken, aber selbst der Weg von dem Zimmer, in dem ich schlief bis hin in die Küchenstube war besetzt mit kleinen weißen aufrecht stehenden Kerzen auf dem Boden, als zeigte er mir den einzig wahren Weg.

„Sie vertreiben das Böse.“ Gustav erntete einen mahnenden Blick meiner Großmutter.

Ich schüttelte zum zweiten Mal heute den Kopf und damit die Gedanken fort.

„Pack sie aus, bevor wir frühstücken.“

„Gerne.“

Ich löste die Schleifen, zerriss das Papier, auf dem verschnörkelte Muster geprägt waren, sodass es nahezu zu schön war, um es zu beschädigen, doch die Dinge darin waren es allemal mehr.

Ein Album voller Erinnerungen, Fotos, Zeichnungen, kleine gestickte Emblemen. Es zeigte meine Kindheit, die behütete Seite ihrer, es zeigte meine Großeltern und es zeigte mir eine Umgebung, die ich nicht erkannte, die Bilder sahen überbelichtet aus, als nähme man die falsche Kameraeinstellung, doch wie diese beiden Menschen mich anlächelten, hakte ich nicht nach. Ich vermochte sie an diesem Tage auf keinen Fall zu kränken.

Neben diesem Prachtstück, wirkten die Dinge, die nützlich für mein wohlmöglich kommendes Studium waren, nahezu unbedeutend.

Ich umarmte sie und bedankte mich, blies die Kerzen alle auf einmal aus, wünschte mir etwas und setzte mich mit knurrenden Magen an den Frühstückstisch, den Großmutter schnell deckte,

während Gustav und ich die Geschenke in mein Zimmer brachten.

Doch das war längst nicht das Spektakulärste an diesem Tag, der so vieles, nein alles, in meinem Leben änderte.

Alle kamen, meine Mutter und mein Vater, der lange Zeit krank war, aber nicht ansteckend, kein Arzt wusste was er hatte und wie lange er noch das Licht der Sonne sehen würde. Abgesehen davon vermutete ich, dass er, wie ich, zu keinem Arzt gegangen war.

Meine Tante, die Schwester meines Vaters, die so gänzlich anders war, als er. Mehr wie ihr Vater, Gustav, liebevoll und herzlich, jedoch distanziert und viel zu weit weg, als dass ich sie hätte kennen können, ich sah sie heute zum zweiten Mal. Das erste Mal war gleich nach meiner Geburt, trotzdem, und das war mir unerklärlich, wusste ich sie genau einzuschätzen und konnte mich nur zu gut an ihr Gesicht, ihre Augen und ihre Haut erinnern. Ich hatte ihre Haare, ihre Zähne, ihre Hautfarbe und die Augen, die wir mit meinem Vater und Großvater teilten.

Als sie mir gratulierte, sah sie mich eine lange Zeit einfach nur starr an. Ich wäre ihrem Blick gerne ausgewichen, doch ich konnte nicht. Es war mir unangenehm und als sie endlich los ließ war ich froh darüber.

Ich bekam noch weitere kleine Geschenke, sie umarmten mich und lächelten mir zu. Ich zwang mich es ebenso zu tun, die Fröhlichkeit aufzusetzen, was mir nicht leicht fiel, sie haben sich nie um mich gekümmert, wieso also jetzt plötzlich? Weil ich nun erwachsen sein würde? Selbst Entscheidungen traf und Verantwortung übernehmen würde? Das tat ich schon lange.

Gemeinsam aßen wir Kuchen, das Geschirr aus Porzellan glänzte matt.

„Wir haben gar keinen Tortenheber, ich hole schnell einen“, sagte ich.

„Nein, lass nur, ich mach.“

Doch ich war schon in der Küche und öffnete die Schublade, in der mir all das silberne Besteck zu Augen kam, es sah kräftiger aus als sonst. Das Licht von draußen spiegelte sich darin und als ich den breiten geschwungenen Tortenheber hervorhob, suchte ich darin nach meinem Gesicht. Die Formen schwangen hin und her, verzerrt zeigte es mein Abbild. Mir wurde leicht schummrig, beinahe schwindelig.